

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Simplicius
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

goldenen Kelch, daraus der Galgenpater für sie getrunken zur Wegzehrung und Versöhnung mit ihrem himmlischen Bräutigam, nachdem sie vor allem Volk sich als Heze bekannt hatte. Höhnisch glitzerte er und warf mir den Widerschein der Flammen martern ins Gesicht. Da packte ich ihn mit wildem Zorn und warf ihn mitten in den Brand. Und ich hörte ihn gegen der Liebsten Kreuzpfahl klirren, als ich hinaussprang zu der armen Vittorin, um sie zu retten. Mein weißes Chorhemd wurde zu lauter glühenden Peitschen, und ich umklammerte ihre Füße, die von dem Gold des geschmolzenen Gnadenkelches übergossen waren, und küßte ihre schrecklichen Wunden. Und es war, als sei mein Herz in zwei Stücke gerissen, und das Blut lief über meine Hände und verbrannte sie. Und immerfort rief ich laut und wahn Sinnig klagend: „Vittorin, geliebte Vittorin! Aber sie hörte nichts mehr; nur als ich starb, da schien es mir, als wäre sie schon ein Engel und lächelte mich an mit verzehrender Süße. Da hörte mein Herz zu bluten auf...“

„Georgie, Armer...“

„Und ich glaube, hier unter dieser Zypresse liegen wir begraben...“

„Aber, Giorgio, ihr liegt doch an der Kirchhofsmauer drunten im Tal, an der Armesünderdecke...“

„Sieh, Veri, du hast ja recht. Ja, an der Kirchhofsmauer, da liegen wir, unter lauter rotem Mohn... Aber ihre Seele ist hier, ich weiß es sicher. Still, horch, der Vogel... Wie schön... Aber das ist ja ihre Seele...“

„Höre du, mein alter Poet, wenn sie mich verbrennten, würdest du dann auch mit mir sterben?“

„Ach Madonnetta, Liebe, Süße du...“

Und er küßte mich heiß wie lauter Höllenflammen und roter Mohn. Und am Horizont, gerade unten hinter dem blauen Zwiebeltürmchen sieht die rote Abendsonne uns zu...

Simplicius.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Francesco Chiesa, autorisierte Uebersetzung von Josy Priems, Zürich.

I.

Schon seit drei Dezennien lebte Simplicius in seiner weitabgeschiedenen Klause von Megalopolis, weit drinnen in der Wüste, wo ein grünes Fleckchen das fahle rötliche Grau des Sandes und die tote Weiße der daraus aufragenden Trümmer unterbrach; denn wie der Name meldet, war da einst eine große Stadt erblüht. Durch Menschen und Naturgewalten war sie dann zerstört und im Lauf der Zeiten von der Wüste verschlungen worden, der die granitnen, der Wehr baren Mauern nicht mehr Einhalt zu gebieten vermochten.

Ein einziger Quell drang noch aus den Flanken der alten Akropolis und ließ auf seinem kurzen Lauf hangabwärts üppiges Grün an Gebüsch und Bäumen erstehen. In deren dichtestem Schatten verbarg sich des Simplicius Behausung, eine Grotte, die der Zufall aus den sich im Sturz übereinanderschichtenden Trümmern gebildet hatte. In dieser engen, den Winden ausgesetzten Höhle bekämpfte der nunmehr sechzigjährige Eremit seit Jahren den Dämon des Hochmuts, wenn nicht mit denselben Rastungen, so doch mit derselben hartnäckigen Erbitterung, die ihm einst zum Siege über den Dämon der Wollust verholfen hatte. Und auch der Dämon des Hochmuts wich von ihm, nicht allmählich, sondern plötzlich, gleichsam trotzig am Siege verzweifelnd. Allein mit ihm wich auch des Alten freudiger Mut des Widerstandes. Ein qualvolles Gefühl der Unsicherheit, ja, der Verzagtheit kam über ihn. Er glich einer alten Felsenburg, der die sie umgürtenden Belagerungswerke zum Halte dienen, statt daß sie sie bezwängen. Des Angreifers ledig, fühlte er sich im Innersten erschüttert. Mehlische Rot hatte er schon einmal vor Jahren erlitten, in einer Nacht, als der vom Rost zerfressene Hüßergürtel zerprungen war und die grausame Fessel sich gelockert hatte. Entsetzt war er damals aus dem Schläfe aufgefahren, wie einer, dem das Bewußtsein des Leibes wie der Seele zu zerrinnen droht; allein, war es damals das Werk weniger Augenblicke gewesen, die Fesseln von neuem zu schließen, wie sollte es ihm je gelingen, die Ringe jener andern Kette, fester als Erz, doch zarter als der Schatten, wieder zusammenzufügen? „Nein, nein, nein! Tor, der du bist! So wünschst du, daß der Dämon zurückkehre? So willst du Gott bitten, daß er dir Satan zu Hilfe schicke?“

Und es begann für Simplicius eine Zeit grenzenloser Seelennot, wie er sie noch nie erlitten hatte. Es war nicht die Dede der Einsamkeit, die er zu Anfang seines Aufenthaltes in der Wüste in den Augenblicken, wo der Kampf ruhte, zuweilen empfunden hatte. Er erinnerte sich noch wohl gewisser bleierner Stunden, jenes lähmenden Entsetzens, das die Seele beschleicht, wenn uns ist, als stünde die Zeit stille.

Denn Seglerin ist die Seele, und nicht frommt ihr, wie dem Leib, das Verharren am festen Lande. Nein, es war nicht die Dede der Einsamkeit, nicht das beängstigende Gefühl der Unbeweglichkeit. Im Gegenteil: leicht und flüchtig fühlte er die Stunden im Zeitenraume und das Blut durch die Adern rinne. Auch schien es ihm nicht mehr wie früher, als widerstrebten ihm die Dinge und wichen fremd und feindselig vor ihm zurück. Nein, sie kamen ihm vielmehr seltsam zutraulich entgegen, schmiegt sich an ihn, neigten sich über ihn, wenn er im Schläfe lag. Doch kein Trost ward ihm daraus, die Beklemmung nahm vielmehr zu. Es war ihm, als drängten sich die Dinge um ihn gleich Leidensgefährten, die Trost heischen statt ihn zu bieten. Und er fühlte sich allein, grauenhaft allein, trotz der verdoppelten Gegenwart des Lebens. Mehr als je empfand er die Last der unbeschränkten Freiheit. Er hatte das bange, schwindelnde Gefühl, als schwebte er frei im Raume, mitten in einem Wirbel schemenhafter Gebilde, die sich dem Auge wohl mächtig aufdrängten, die übrigen Sinne jedoch kaum berührten.

Allmählich wurde ihm die Ursache dieser seltsamen Empfindung klar. Die Dinge offenbarten sich ihm deshalb so weifenlos, weil er das Gefühl, ja, fast den Begriff dessen verloren hatte, was ihm bisher als das Wesen alles Lebens, als die Ursache alles Wirklichen erschienen war. Er wurde gewahr, daß nicht allein Satan, sondern auch Gott ihn verlassen hatte. An dem Tage, da der Dämon gleichjam tückischerweise von ihm gewichen war, hatte sich ihm ein Schrei aus der Brust gerungen — ein Schrei der Verzweiflung, den sein frommes Gewissen wohl sofort erstickt hatte, der aber von Leben zeugte, weil Hoffnung ihn besüßelte. „Herr, schicke mir den Feind zurück! Ich will noch kämpfen!“ Da war auch Gott geflohen. Wen nun anrufen? Wie Gott zurückrufen?

Ja, wie ihn zurückrufen? Denn in Wahrheit war Gott nicht geflohen; er hatte sich aufgelöst. Fliehen heißt doch soviel als sich anderswohin begeben, an einem andern Orte weiterbestehen und eine tiefe Daseinsspur zurücklassen, die, wenn sie auch leer ist, doch treu und bestimmt vom Gewesenen zeugt, eine Form, in die ein anderer Erz oder Liebe zu gießen und darnach ein eigenes Götzenbild oder Ideal neu zu erschaffen vermag. Gott war verschwunden und hatte ganz einfach das Nichts zurückgelassen, das endlose, wüste Nichts. Gott war aus den Dingen gewichen, so, wie der Saft aus dem toten Baume weicht. „Tot“ sagen wir nicht etwa darum, weil wir das Fehlen des Lebenssaftes in den Adern des Stammes und der Zweige wahrzunehmen vermöchten, sondern weil wir die Blätter gelb



Ernst Schweizer, Birmich.

Bildnis in Rötzelzeichnung (1910).

werden und die Knospen verdorren sehen. Wir wissen nicht, wohin sich der fehlende Saft geflüchtet hat: nicht in die Erde ist er geflossen, die noch die Wurzeln vergeblich tastend durchsuchen, nicht in der Luft verdunstet, in die sich die armen schmachtenden Zweige vergebens recken. Desgleichen erschien dem unglücklichen Eremiten die Welt als ein Wald von Bäumen, aus denen der Saft gewichen, in denen aber immer noch soviel Leben war, als nötig ist, um die Qual des geflohenen Lebens zu empfinden. Und er selbst war einer dieser Bäume, nein, besser noch, ein Blatt von einem dieser Bäume, das nun dürr und tot auf der Erde lag, während ihm einst eine Linde Flut durch die feinsten Aern gewogt war, als es, vom Winde lustig geschaukelt, stolz auf seinem Zweige thronte.

Da jedoch die Sehnsucht nach Gott immer glühender in ihm wurde, ja, um so glühender, je mehr der Begriff von Gott verblaßte, nahm der Einsiedler zu einem Mittel seine Zuflucht, das er zur Zeit seiner Bekehrung von den christlichen Predigern oft hatte empfehlen hören.

Schon damals galt der Satz vom „Willen zum Glauben“, und die Apostel priesen Gebet und Buße als wirksamste Mittel, nicht allein um den Glauben zu bewahren, sondern um ihn zu finden. Deshalb rief er bei Tag und bei Nacht laut und und inbrünstig jenen Namen Gottes an, der seinem Geiste keinen Sinn mehr offenbarte. Deshalb fastete er bis zur tiefsten Erschöpfung. Umsonst. Er legte sich zur Mittagsstunde

in den glühenden Sand der Wüste auf den Rücken, die Augen starr zum Himmel gerichtet. Der Himmel erschien ihm als eine Kuppel aus flüssigem Metall, als eine Halbkugel, in der es wogte von Gold, Silber, Erz, von allen leuchtenden und von allen dunkeln Substanzen und die durch ein geheimnisvolles Gesetz der Schwere über der Erde schwebend erhalten wurde. Und dieses Gemisch von Schatten und schillernden Farben wand und reckte sich in der gewaltigen, blendenden Kuppel zu tausend Formen, bis es plötzlich zerbarst und endlose, gleichförmige Finsternis zurückließ. „Dies ist der Tod!“ dachte der Eremit und neigte sich ihm sehnsüchtig entgegen. Wohl schien ihm, was ihn umfing, das Reich des Todes; doch umsonst suchte er Gott darin, sein Paradies und seine Hölle. Und je mehr er Gott vermißte, desto quälender ward sein Verlangen nach ihm. Bis er eines Tages, als er wie ein Sinnloser und gleichgültig gegen alles um sich her im Wüstenland umherirrte, auf eine Schlange trat, die sich gegen ihn bäumte und ihn biß. Der Tod! Ja, diesmal war es wirklich der Tod! Er fühlte dessen geschmeidige und doch harte Finger um seine Kehle, um seinen Schädel und an seinen Schläfen. Es kroch ihm wie mit tausend Füßen und haarigem Leib durch die Eingeweide und die Aern. Und er schleppte sich bis zu seiner Klausel, demselben Instinkt gehorchend, der das verwundete wilde Tier in seine Höhle flüchten heißt, um dort zu verenden.

(Schluß folgt).

Dramatische Rundschau IX *).

Sehr bald nach der Wiener Uraufführung haben wir in Zürich Karl Schönherr's **) neues Drama „Glaub und Heimat“ zu sehen bekommen. Es gibt ein Bild der Glaubenskämpfe im Tirol zur Zeit der Gegenreformation: die lutherischen Bauern müssen entweder ihren Glauben oder die Heimat lassen. In drei Akten ist dieser Konflikt erschütternd ausgestaltet; das Blickfeld ist eng, die Zahl der Handelnden klein, aber jeder zum Typus erhoben. Hier die Bauernfamilie Rott, Großvater, Vater, Mutter und Sohn mit ihren Bekannten und Verwandten, dort, in der Gestalt des einzigen kaiserlichen Reiters, die Kirche als mächtiger, übermächtiger Gegenspieler. Wir sehen wirklich die „Tragödie eines Volkes“ an diesen von ihnen beiden stärksten Leidenschaften bis ins Mark erschütterten Menschen sich vollziehen. Und dennoch — die Wirkung war keine tiefe, nachhaltige: der Erfolg galt in erster Linie den reinen künstlerischen Qualitäten des Dichters Karl Schönherr, der an Stelle billiger Tendenzmache objektiv geschautes und gestaltetes Leben gab und trotz diesem vorwiegenden Interesse an menschenbildender Plastik auch das Problem (wenigstens im ersten und dritten Akt) zu kräftiger dramatischer Steigerung herausarbeitete. Aber wir naturwissenschaftlichen Menschen von heutzutage, wir Städter und Skeptiker, erleben diesen Konflikt der Konfessionen nicht mehr in unserem Innern, und auch das Heimatsgefühl hat sich in einer Welt der D-Züge erheblich modifiziert: in Schönherr's Drama sehen wir nicht Glauben gegen Fanatismus, sondern Fanatismus gegen Fanatismus kämpfen; es ist keine Menschheitstragik (wie sie etwa Ibsen in „Nora“ und den „Gespenstern“ für alle Zeiten gültig

entrollt!), sondern zeitlich und gesellschaftlich scharf abgegrenzte Kulturtragik, allerdings von den ergreifendsten menschlichen Tönen durchsetzt und verstärkt. Daher kommt es, daß das zu Recht mit dem Grillparzerpreis ausgezeichnete Stück vielleicht doch nicht den Triumphzug antreten wird, den man ihm voraussetzt: es hängt mit seiner künstlerischen Keuschheit zusammen, daß es keine modernen, aktuell wirkenden Ideen enthält, die die Brücke schlagen könnten zum Interesse weitester Kreise. Eine so männlich-stolze Herbeheit, wie sie aus jedem Wort des kargen Dialogs spricht, ist noch nie nach dem Geschmack der Menge, des „lieben Publikums“ gewesen.

Neben Schönherr steht Hauptmann mit seiner Berliner Tragikomödie „Die Ratten“. In Berlin werden jetzt die Theatererfolge gemacht; aber es scheint kaum, daß die Berliner Kritik in ihrer nivellierenden Skepsis die Bedeutung des Wertes erkannt habe. So ist es vielleicht der „Provinz“ vorbehalten, fern von den Kämpfen für und gegen Hauptmann das Werk als



Ernst Schweizer, Zürich.

Stillleben (1909).

*) Bgl. „Die Schweiz“ XIII 1909, 268 ff., 299 f., 340, 437 ff. XIV 1910, 43 ff., 228 ff., 362 ff., 549 f. **) Sein Bildnis f. S. 90.